„Ja, ja,“ erwiderte er, ohne sich auch nur einen Augenblick zu befehlen. „Du hast mich bezwungen, Alles, was Du forderst, soll geschehen. Gebiete über mich, Du holdes Wesen, Dein bin mit Leib und Seele!“

Jutta gab keine Antwort. Was hätte sie auch sagen sollen? Daß sie ihm nunmehr glaube, daß dieser Glaube ein seltsames Empfinden in ihrem Herzen wachgerufen, und daß dieses Herz längst sein eigen wäre, hätte er nicht so rauh und ungefüm darum geworben? Nein, vor diesem Verrathe an sich selbst wollte sie sich hüten. Sein Wort kam über ihre Lippen. Schweigend folgte sie ihm aus dem Gemache, das bisher ihr Gefängniß gewesen, und erst dann, als sie an seiner Seite einen hohen Saal betrat, kam ein Laut über ihre Lippen. Und es war ein freudiger Laut, ein Ausruf der angenehmsten Ueberraschung, denn die Männer, die in jenem Saale versammelt waren, kannte sie Alle. O, wie jubelte sie ihnen entgegen, wie entzückt begrüßte sie die Freunde ihres Vaters.

Der Herzog aber behandelte die Herren förmlich als Gesandte des Königs und erklärte kurz und bündig, daß er Jutta ihnen nicht ausliefern, sondern die edle Jungfrau selbst nach Schweinfurt zurückzubringen gedente. — Und so geschah es auch. Martgraf Otto hatte das nicht erwartet. Er machte große Augen und ein sehr frühliches Gesicht, als der Herzog vor ihm erschien und die Tochter dem Vater übergebend, um Verzeihung bat für seine rasche That.

„Ich gewähre Alles, was Ihr wollt,“ erwiderte Herr Otto, „doch nicht bedingungslos.“ „Ihr müßt betheuern, daß Alles, was ich in Würzburg beim Bankeit zu Euch gesprochen, wahr und richtig ist. Oder wollt Ihr jetzt, wo Ihr Euch, von Liebe verblendet, sogar in die Gewalt eines Mannes begeben habt, den Ihr getränkt, noch leugnen, daß und die Liebe mancher Thorheit fähig macht? Und wollt Ihr Euch fürder noch vermessen, ein Weib zur Liebe zu zwingen?“

Nein, das wollte der Herzog nicht. Er kniete vielmehr vor Jutta nieder und bat herinnlich um Erwerbung seiner Gefühle. Da lachte der Martgraf, und da er wohl merkte, auch Jutta sei dem Herzog nicht abgeneigt, so legte er die Hände des schönen Paares in einander.

„Hier habt Ihr Euch und möglicherweise glücklich sein,“ sprach er dabei. „Wir aber wollen fortan sagen, daß nicht nur Noth, sondern auch Liebe Eifen bricht und zum Beweise dessen die Kette sorgsam aufbewahren, die eines Liebenden Schmerz auf einen Streich zerhieb!“ Die Hochzeit Bretislaw's mit Jutta fand einige Wochen später in Olmütz mit großem Gepränge statt, und so endete die romantische Liebesgeschichte Bretislaw's und Jutta's doch noch am Altare.

Die lahme Martha.

Von A. Fromm.

Das gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, daß ich an einem Sonntag in unserem Garten saß, während unsere Mühle klapperte und die Vögel sangen, daß ich durch den Staketenzaun zusah, wie die Kinder auf der Wiese jenseits des Weges herumspazierten, und daß ich meine Wärterin fragte: „Christine, warum bin ich eigentlich lahm?“

„Das hat der liebe Gott so eingerichtet,“ gab die Alte zur Antwort. — Eine eigentliche Antwort war es nicht, das wußte ich wohl, aber ich fragte nicht mehr, wen sollte ich wohl fragen? Meine Mutter war gleich nach meiner Geburt gestorben, mein Vater hatte lediglich in der Mühle und auf den Feldern zu thun und mein Bruder Karl war, wenn auch etwas älter als ich, doch zu jung, als daß ich eine Aufklärung von ihm hätte erwarten konnte. Aber für mich selber habe ich oft nachgegrübelt: warum mußte ich, die ich sonst gesund und stark war, diese verkrüppelten Füße haben, auf denen ich als kleines Kind gar nicht und später nur mit Mühe an Krüden gehen konnte.

Ich war scheinbar von Natur, und mein Gebrechen, das mich von anderen Kindern fern hielt, machte mich noch schauer. In die Schule schickte mich mein Vater nicht; er wollte, wie er sagte, nicht sehen, daß sein Kind von anderen zurückgesetzt oder gar verspottet wurde. Der arme Mann schämte sich meiner.

So kam es, daß der erste Mensch, der von außen her in mein Leben trat, ein Brudersohn meines Vaters war, der aus einem andern Ort in unsere Stadt kam, wo er ein kleines städtisches Amt erhalten hatte. Er hatte hier nur noch einen Verwandten von

mütterlicher Seite, einen galligen, geizigen alten Onkel, und so brachte er viele seiner freien Stunden bei uns zu. Er kam zu mir wie ein frischer Hauch aus einer Welt voll Farbensplanz und Sonnenschein, er brachte Leben und Frohsinn in unser stilles Haus, er lehrte mich lachen und mich meines Lebens freuen. Er war der Erste, der mich mit mitleidigen Blicken betrachtete, der nie mit einem Wort auf mein Gebrechen ansprach. Er sprach gern mit mir, denn ich war eine aufmerksame Zuhörerin; was er sagte, nahm ich in meinem Herzen auf. Er blieb oft bei mir, wenn der Vater und Karl ausgingen. Mit Dir plaudert es sich am besten, Martha,“ pflegte er zu sagen, „Du hast etwas wunderbar Behagliches.“

Wie manchen Sonntagnachmittag im Sommer haben wir in der Laube gegessen, von der aus man den Weg über den See, auf dem die Spaziergänger dem Walde zu zogen. Und wie thöricht habe ich geträumt, wenn er fortgegangen war. Heute kann ich diese Thoreheit kaum bereuen; aber, lieber Himmel, ich war damals jung, ganz unerfahren in Welt und Leben, und ich hätte ein so warmes Herz in der Brust, wie es nur jemals eine gehabt, die auf zwei gesunden Füßen einherging.

Um diese Zeit starb mein Vater. Ich habe ihn betrauert, aber bis in mein innerstes Leben ging mir dieser Verlust nicht. Er hatte mir mehr Mitleid als Liebe gegeben, es fehlte an einem starken Band zwischen uns. — An unserm Leben änderte dieser Todesfall wenig. Karl nahm sich beständig der Mühle und der Landwirtschaft an, die alte Christine waltete weiter im Hause, wo ich selber es nicht konnte, und — was die Hauptsache war — der Better Hans kam in diesem Sommer noch viel regelmäßiger als sonst zu uns.

„Weißt Du auch Martha,“ sagte Karl eines Tages lachend zu mir, „warum Hans, wenn er bei uns im Garten sitzt, mitunter plötzlich aufspringt und fortläuft?“

Ich schüttelte den Kopf; bemerkt hatte ich es wohl, aber mir nichts Besonderes dabei gedacht.

„Gib einmal acht,“ fuhr Karl fort, „es geschieht jedesmal, wenn die hübsche Anna Kersten vorübergeht. Das ist seine Flamme. Die Beiden sind untereinander einig; aber der alte Hoff, ihr Onkel und Vormund, bei dem sie wohnt, will nichts davon wissen, weil sie beide, Hans wie die kleine Anna, arm wie Kirchenmäuse sind.“

Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging, als ich ihn so reden hörte. Da erst wurde mir klar, was alles ich geträumt, gehofft geglaubt hatte. So bald ich konnte, schlich ich in mein Zimmerchen, und da habe ich meinen Schmerz und meine Thorheit ausgelebt und immer wieder voll Zorn, Jammer und Verzweiflung gerufen: „Warum bin ich lahm!“ Als ob mich das allein von Anna Kersten unter-

schied. Nun, ich mußte mich wohl fassen, und als Hans das nächste Mal zu uns kam, war ich so ruhig, daß ich ihn konnte, was ich mir vorgenommen hatte, ich redete ihn auf seine Neigung und sein Verhältnis zu Anna an. So wie ich das erste Mal darüber gesprochen hatte, war es, als hätte ich alle Schleusen bei ihm geöffnet. Es sprudelte Alles bei ihm heraus, wie sehr er Anna liebte, wie engelgut und holdselig sie war, und wie unglücklich sie Beide waren, da ihr Vormund von einer Verheirathung zwischen ihnen durchaus nichts wissen wollte. — Aber wir lassen nicht von einander, das haben wir uns geschworen,“ schloß er. „Ich bin so froh, daß ich mich Dir gegenüber aussprechen kann Martha,“ sagte er.

Einmal kam er ganz besonders bestimmt an. „Es ist zum Verzweifeln!“ rief er auf meine Frage, was ihm quälte. „Gerade jetzt ist eine Stelle bei der städtischen Sparkasse frei, und man hat mir angeboten, daß ich Aussicht hätte, sie zu erhalten, wenn ich mich meldete. Auf das Gehalt hin dürften wir wohl heirathen. Aber was hält es? Mir fehlt das Geld zu der Kaution, die ich stellen müßte.“

„Würde Dein Onkel nicht bereit sein, Dir das Geld zu geben, wenn Du sagst, um was es sich für Dich handelt?“ fragte ich.

„Der?“ Er lachte bitter, „der vergräbt sein Geld lieber, ehe er mir einen Pfennig gibt. Nein, nie. Für mein armes süßes Lieb und mich giebt es einmal kein Glück.“ Die hellen Thränen traten ihm in die Augen.

Ich grübelte die ganze Nacht hindurch und am folgenden Tag, bis ich meinen Plan fertig hatte. Ich erzählte meinem Bruder, was Hans mir von jener Anstellung und der erforderlichen Kaution gesagt hatte. „Ich will ihm helfen,“ sagte ich hinzu, „aber ich kann es nicht ohne Dich. Er soll das Geld von mir haben, mein mütterliches Erbtheil reicht gerade aus. Aber er darf

es niemals erfahren, daß es von mir kommt, hörst Du wohl? So wie ich merke, daß er eine Ahnung davon hat, springe ich dort in den Mühlgraben!“

Karl sah mich an, als zweifelte er an meinem Verstande. „Wie ist das anzufangen?“ fragte er.

„Ich habe es mir überlegt. Sage ihm, der alte Schreiber — das war der geizige Onkel — habe sich entschlossen, ihm das Geld zu schenken; aber er stelle die eine unerläßliche Bedingung, daß Hans niemals gegen irgend Jemand, ihn selber nicht ausgenommen, die leiseste Anspielung darauf mache. Er fürchtete sonst, von seinen übrigen Verwandten mit Bittgesuchen überlaufen zu werden. So muß Du es machen, hörst Du?“

Karl sah mich mit einem Gemisch von Verwunderung und Rührung an. „Martha,“ sagte er und strich mir mit der Hand über die Haare — die erste Liebstosung von seiner Seite, deren ich mich erinnere — „ich glaube, Du bist viel besser als wir Alle, und ich glaube —“

„Du hast gar nichts zu glauben, als daß ich Hansens Zimmermiete satt habe,“ sagte ich kurz. Ich wußte, ich hätte den Gedanken nicht ertragen, daß Hans sich mir gegenüber verpflichtet fühlte, ich wollte ihn nicht durch Dankbarkeit an mich fesseln.

Karl that, was ich von ihm wollte, und Hans nahm die Freundschaft mit großem Jubel, aber ohne sonderliche Verwunderung auf. Wenn ein wirkliches Wunder geschehen wäre, um ihm zu seinem ersehnten Glück zu verhelfen, so hätte er das nur in der Ordnung gefunden. Der Einzige, der sich wunderte, war vielleicht der Onkel Schreiber, der sich bis zu seinem bald darauf erfolgenden Tode von seinem Neffen mit ganz besonderer Hochachtung behandelt sah.

Nun führte Hans mir glückselig seine Braut zu. Und ich muß sagen: der Ausdruck „holdselig“ paßte ganz und gar auf sie. Aber ich sah auf den ersten Blick, daß ich nichts hatte, was sie anziehen konnte, daß wir einander fremd und fern bleiben würden. Und so geschah es auch. Nach der Hochzeit, bei der ich nicht anwesend war, da sie noch in der Trauerzeit um meinen Vater fiel, besuchte mich das Ehepaar noch einmal, dann blieb es fort. Die Geburt eines Sohnes zeigte Hans mir später schriftlich an, und ich, die ich überhaupt kaum unser Haus und seine nächste Umgebung verließ, betrat seine Wohnung niemals.

Es wurde immer einsamer um mich. Auch mein Bruder verließ mich. Er heirathete die Tochter eines Mühlenbesizers im westlichen Deutschland und blieb dort, da sein Schwiegervater die Leitung des Geschäfts in seine Hände legte. So blieb ich allein in dem alten Hause mit einem tüchtigen Werkführer und einer zuverlässigen Magd, welche an die Stelle der mittlerweile verstorbenen Christine getreten war. Aber ich war nicht so einsam, daß nicht hin und wider ein Gerücht den Weg zu mir fand. So hörte ich, daß Hans und seine hübsche Frau weit über ihre Vermögensverhältnisse hinaus verschwenderisch lebten. Es geht kaum mit rechten Dingen zu, Dingen zu hief es. „Es kann einhundert hief es.“ „Es kann ein schlimmes Ende nehmen.“ Ich hielt solche Reden für Uebertreibungen und dachte mir nicht viel dabei.

Aber eines Abends im Herbst erschien Hans bei mir, auffallend blaß, erregt und verlegen. „Du wunderst Dich über meinen Besuch, wie?“ fragte er.

„Ich freue mich, daß Du noch an mich denkst,“ gab ich zur Antwort, „aber fehlt Dir etwas?“

„Etwas, viel, Alles,“ sagte er mit einem kurzen, rauhen Lachen. Er ging ein paar Mal hin und her, dann blieb er vor mir stehen. „Wir sind immer gute Freunde gewesen, nicht wahr, Martha? Und wenn ich so lange nicht zu Dir gekommen bin, so lag das wahrhaftig nicht an mir.“

„Hatte Dich nicht mit Entschuldigungen auf,“ unterbrach ich ihn. „Ich habe Dir deswegen keinen Augenblick gezürmt.“

„Nun wohl. So komme ich zu Dir, wie der Freund zum Freunde. Martha, willst Du mir helfen? So wie Du mich hier siehst, bin ich ein ruinierter Mensch.“

Ich starrte ihn fassungslos an: „Wie ist das möglich?“

„Wie ist das möglich,“ rief er heftig, „wenn man eine hübsche Frau hat, der man nichts verweigern kann, und dabei ein Gehalt, das allenfalls für das Nothwendigste ausreicht! Um es kurz zu fassen: ich habe mich an der Kaffe vergriffen, und wenn ich den Mangel nicht vor der nahe bevorstehenden Revision decke, bin ich verloren.“ Er umklammerte meine Rechte mit seinen beiden Händen. „Hilf mir, Martha! Ich habe Dich ja immer lieb gehabt,

viel mehr als Du denkst. Hundertmal habe ich es mir gesagt: Du wärst die rechte Frau für mich gewesen, Du allein. Und ich hätte Dich geheirathet, gewiß, aber warum mußtest Du lahm sein!“

Das war die Frage, die ich oft in Kummer, Zorn und schmerzlicher Empörung gethan hatte. Jetzt erregte sie nichts in mir, als Widerwillen gegen den Menschen, der mir so lieb gewesen war. Ich machte meine Hand los und fragte kurz: „Wie viel brauchst Du?“

Er nannte die Summe mit dem Zusatz, daß er sie, wenn möglich, am folgenden Tage haben möchte.

„Das ist unmöglich,“ sagte ich. „Mein Geld steckt in unserem Geschäft, an dem mein Bruder noch Antheil hat. Ich kann eine so große Summe nicht herausziehen, ohne ihn vorher zu benachrichtigen; und es wäre nicht zu billigen, daß ich es thäte.“

„Aber Du hast ja noch Dein mütterliches Erbtheil,“ rief er, „darüber steht Dir doch die freie Verfügung zu.“

„Ich habe es nicht mehr,“ entgegnete ich flodend.

„Das läßt Du!“ schrie er auf, Du willst es mir nur nicht geben.“

„Nun, denn,“ sagte ich, „wenn Du es wissen willst, das Geld wurde zu Deiner Kaution verwendet. Dein Onkel hat niemals etwas davon gewußt.“

„Du? Du?“ rief er. „Und ich habe den alten Schreiber hundertmal wegen seiner Thorheit verwünscht. Das Geld hat ja den Grund zu meinem Unglück gelegt. Hätte ich es nicht gehabt, so hätte ich die Stelle nicht bekommen und die Kaffe niemals angreifen können.“

Mir ekelte vor dem Menschen, der Alles anklagte, nur nicht sich. „Du siehst nun, daß ich Dir nicht helfen kann,“ sagte ich kurz.

„Ist das Dein letztes Wort, Martha?“ fragte er.

„Mein allerletztes,“ antwortete ich und wendete mich von ihm ab. Er murmelte etwas und ging.

Die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch hatte ich nur einen Gedanken: Was wird geschehen?

Der zweite Morgen schon brachte mir die Antwort: Hans war entflohen, sein Vergehen war zu Tage gekommen. Ich war froh, denn ich hatte Schlimmeres gefürchtet: daß er seinem Leben ein Ende machen würde. Aber die Besuche der guten Bekannten, die mir alle ein theilnehmendes oder aufklärendes Wort sagen zu müssen glaubten, wurden mir lästig, ich ordnete an, daß Niemand zu mir gelassen werden sollte.

Dennoch kam nach einigen Tagen mein Dienstmädchen mit der Meldung, es wäre ein Herr da, der sich nicht abweisen ließe. „Der Hausherr des Herrn Krafft,“ setzte sie hinzu.

Ich ließ ihn eintreten, und der Mann brachte sein Anliegen vor. Die Frau und das Kind des Entflohenen waren im Hause zurückgeblieben, die Gläubiger kamen von allen Seiten; er, der Wirth, hatte eine bedeutende Forderung für rückständige Miete, jetzt gerade hätte er Gelegenheit, die Wohnung anderweitig zu vermieten, und die Frau weigert sich hartnäckig, sie zu verlassen. „Sie sagt nichts, sie geht nur nicht,“ schloß er seinen wortreichen Bericht. „Da wende ich mich in meiner Verlegenheit an Sie, Fräulein; Sie sind ja die einzige Angehörige, die die Leute hier am Orte haben.“

Ich versprach ihm, mich für die Sache zu interessieren, nur um ihn schnell zu entfernern. Was ich thun wollte, stand schon bei mir fest. Ich wollte um jeden Preis die Erinnerung an das, was mein ohnehin trübes Leben verbittert hatte, los werden. Jene Frau mußte fort von hier, solle es mich auch einiges kosten. Ich mußte mir Kluge vor Allem ertauschen, was mit jenem Menschen zusammenhing.

Ich fuhr in die Stadt, in der ich seit Jahren nicht gewesen war; aber ich dachte nicht daran, wie seltsam das war. Ich wiederholte mir nur, was ich zu dem hübschen, leichtsinnigen Geschöpf sagen wollte, das immerhin einen Theil der Schuld an der Schande trug, die über unsern ehrlichen Namen gekommen war.

Ich trat in das Haus, und man wies mich hinauf in ihre Wohnung. Die Thür zum Vorkaual war angelehnt; wie ich hinein und durch die thaten Zimmer ging, hörte ich in dem einen eine scheltende weibliche Stimme, offenbar die der Hauswirthin.

„Nun wissen Sie, was Sie zu thun haben. Ich bin nicht so geübt, wie mein Mann, ich werde mein Hausrecht zu brauchen wissen.“

„D, aber ich kann doch nicht, ich weiß doch nicht wozu,“ sagte eine andere Stimme in hilflosem Klagen. Die Wirthin mochte das Geräusch meiner Krüden gehört haben, sie steckte den Kopf zur Thüre hinaus. „Ich bin die Kousine der Frau

Krafft,“ sagte ich, „Gehen Sie nur hinunter, ich werde Alles ordnen.“

Die Frau ging an mir vorbei, und ich trat ein. In der äußersten Ecke des kleinen Zimmers saß, scheinbar in sich zusammengeschnitten, Anna Krafft, meines Betters Frau. Ihre großen braunen Augen sahen in hoffnungslosem Entsetzen zu mir hin; ihre Arme hielten einen kleinen etwa dreijährigen Knaben umklammert, nicht als wollte sie ihn schützen, sondern als müßte sie sich an ihm halten. Bei ihrem Anblick vergaß ich meine eingelesene Rede bis auf das letzte Wort.

„Anna,“ sagte ich, „ich habe von dem Unglück gehört, das über Dich gekommen ist. Und ich wollte Dich fragen: willst Du zu mir ziehen, bis Du ein besseres Heim für Dich und Dein Kind gefunden hast?“

Sie sah mich mit einem wirren Blick an, als verstände sie mich nicht. Dann legte sie den Kopf an meine Brust und weinte.

Wir drei, sie, ihr Kleiner und ich, fuhrten zu mir nach Hause, wo ich sie zunächst zur Ruhe brachte. Sie war so elend, daß sie am folgenden Morgen nicht aufstehen konnte, sondern viele Tage krank und bis zum Neuesten erschöpft dalag. Das hatte sein Gutes. Es war die Veranlassung, daß das Kind sich schneller an mich angeschlossen, als es sonst wohl geschehen wäre, und daß eine Aussprache zwischen uns erst stattfinden konnte, als wir aneinander gewöhnt waren und uns verstanden. Sie erzählte mir Alles freimüthig, ohne ihren Mann anzulagen. Ich sah es, sie war zu unerfahren, zu vertrauensvoll und wer konnte es solcher Jugend und Schönheit verdenken! — zu sehr geneigt, das Leben leicht zu nehmen und gedankenlos zu genießen. Dann kam, ganz unvorbereitet für sie, die Frucht ihres Mannes, die entsetzliche Ungeheuerheit, bis ihr klar wurde, daß und warum er sie verlassen hatte, ihre vollständige Rath- und Hilfslosigkeit. „Und dann kamst Du, Martha,“ schloß sie und zog meine Hände an ihre Lippen, wie ich mich auch dagegen wehrte.

Wir Drei sind zusammen geblieben. Von ihrem Mann kam einmal unter meiner Adresse ein Brief an sie. Klagen über das Unglück, das ihn auch dort verfolgte, sehr sadenscheiniges Beldauern, daß er nicht im Stande war, sie und das Kind zu sich zu rufen, nicht eine Frage nach ihrem Ergehen, keine Adresse unter der sie hätte an ihn schreiben können. Nicht lange darnach erfuhr wir, daß er gestorben war. Sie weinte eine Zeit lang still, als sie es hörte, dann sagte sie zu mir: „Es ist besser für das Kind, so wie es ist. Besser, daß ich ihm sagen kann, daß sein Vater tot ist, als daß ich ihm verschweigen müßte, wie er an ihm gesündigt hat. Aber nun haben wir Beide nur noch Dich auf der Welt, Martha!“ und ihre Kinderaugen sahen mich bang und doch voll vertrauender Liebe an.

Als ob es mir besser hätte wünschen können!

Ehe ich schlief, will ich noch erzählen, was mein kleiner Ernst — er ist jetzt neun Jahre alt und ein lieber Geschwister Junge — unlängst zu mir sagte: „Tante Martha,“ fragte er: „warum bist Du eigentlich lahm?“ Und wie ich ihn betroffen ansah, da ich aus seinem Munde die Frage hörte, die mich vordem so oft gequält hatte, setzte er hinzu: „Ich glaube ich weiß es; damit alle Leute, welche wissen, wie gut Du bist, um Deinetwillen Mitleid mit anderen Lahmen haben.“

Das ist eine kindliche Antwort. Aber mich hat sie glücklich gemacht, und ich werde mein Leben lang nach keiner anderen suchen.

Weibliche Munizipalbeamte.

Das im County Smith im Prohibitionsstaat Kansas gelegene Städtchen Gaylord kann sich „rühmen“ das einzige Gemeinwesen im Lande zu sein, welches durchweg von Frauen regiert wird. Sämmtliche lokalen Aemter daselbst befinden sich in Händen von Frauen. An der Spitze der städtischen Verwaltung steht Frau Antoinette L. Haskell die zur demokratischen Partei hält und kürzlich mit einer beträchtlichen Mehrheit für einen zweiten Termin als Bürgermeisterin gewählt worden ist. Die Frau Bürgermeisterin ist in Ohio geboren. Sie besuchte in Michigan die Schule und bald nachdem sie die Hochschule absolviert hatte, verheirathete sie sich und besetzte mit ihrem Gatten, einem Bankier und bedeutenden Landbesitzer, nach Gaylord über. Der Ehe sind zwei Knaben entsprossen, die im Alter von 17, resp. 14 Jahren stehen. Als Stadt-Clerk fungirt Fräulein Florence Healden. Sie ist im County Mitchell in Kansas geboren und kam als 4-jähriges Mädchen mit ihren Eltern nach Gaylord wo sie

bis zu ihrem vierzehnten Jahre die öffentliche Schule besuchte. Siebzehn Jahre alt trat sie in die Druckerei ihres Vaters ein und redigirte bis zu ihrem Amtsantritt den „Gaylord Herald“. Sie steht im 20. Lebensjahre und ist von der Majorin für einen neuen Termin als Stadt-Clerk ernannt. Polizeirichterin ist die 45-jährige Frau Mary L. Foote. Sie wurde 1851 in Hennepin in Illinois geboren und kam vor sieben Jahren nach Gaylord. Bei der Wahl stand ihr Gatte ihr als Opponent gegenüber, derselbe wurde mit großer Stimmenmehrheit geschlagen, was er als Siner, der Spaß versteht, gutmüthig hinnahm. Von den Mitgliedern des Stadtrathes, sämmtlich Frauen, ist nichts Besonderes zu erwähnen. Eine Stadträtin, Frau Emma A. Mitchell ist aus Indianapolis gebürtig. Gespannt darf man darauf sein, wie lange das Weiberregiment in Gaylord dauern wird.

Ein Roman aus dem Leben.

In New Yorker Blättern wird folgender Roman aus dem Leben erzählt. Die Wittwe Edward J. Metcalf, geborene Clapham und Major Sherman aus Iowa liebten sich treu und wahr. Metcalf spielte in dem Roman den Intriquanten, wofür er zur Strafe auch sterben mußte, um seiner Frau Gelegenheit zu geben, Wittwe zu werden und ihren getreuen Liebhaber doch auch zu heirathen. — Henry D. Clapham war Anfangs der vierziger Jahre ein New Yorker Kaufmann und hatte eine hübsche Tochter, sowie zwei Clerks, Namens Edward S. Metcalf und Sherman. Wie sich das gehört, verliebten sich die beiden Clerks in das Töchterlein ihres Chefs. Sherman war der Glückliche, dem das Mädchen ihre Gunst zuwendete, und Neid und Eifersucht machten Metcalf zum Intriquanten. Da der alte Clapham reich genug war, so gab er sein Geschäft auf und die beiden Clerks verloren ihre Stellen. Sherman ging nach dem Westen, und eines Tages erhielt Frä. Clapham einen Brief, in dem er ihr den Abschied gab. Aus Verger hierüber heirathete sie Metcalf. Clapham hatte einen Freund vor ungefähr 28 Jahren \$25,000 auf eine Hypothek auf ein Stück Land in Iowa geliehen. Das Land schien werthlos zu sein, und als Clapham starb, fand man unter seinen Papieren die ungelöschte Hypothek, um die sich aber Niemand bekümmerte. Vor einem Jahre nun starb Metcalf, und seine Wittwe war nicht wenig überrascht, als sie ein Condoenzschreiben von Sherman erhielt, das sie jedoch, in Erinnerung an die vermeintliche Untreue des Schreibers, nicht beantwortete. Während sie die Papier ihres verstorbenen Mannes durchsuchte, fand sie die ungelöschte Hypothek auf das Land in Iowa und übergab sie einem Advokaten zum Collectiren. Der Advokat verlangte weiter Dokumente, und sie suchte unter den Papieren weiter. Sie war nicht wenig überrascht, als sie darunter eine Anzahl Briefe Sherman's an sie selbst fand, die Metcalf wohl unterschlagen haben mag. Sie schrieb nun an Sherman, der in dessen Manier eines Städtchens in Iowa und wohlhabend geworden war, und theilte ihm mit was sie entdeckt hatte. Sherman, der ebenfalls Wittwer war, antwortete, eine lebhaftere Correspondenz entwickelte sich und heute ist die Wittve, geborene Clapham, die Frau Bürgermeisterin des Städtchens in Iowa.

Aus dem Literatur-Examen.

Examinator: „Warum läßt eigentlich Goethe am Schluß seines Faust das Gretchen sterben?“

Candidat: „Da haben Sie wahrhaftig Recht, Herr Professor, es ist rein überflüssig.“

Berechtigter Wunsch.

Kellnerin: „Sie wünschen?“

Herr: „Einen Kuf.“

Kellnerin: „Dazu bin ich nicht da.“

Herr: „Gewiß. Sie sind ja hierMundschent.“

Voraussetzung.

Stammgast: Sagen Sie, Jean, werde ich diesen fetten Schweinsbraten auch verdauen können?

Kellner: Weiß wirklich nicht, übrigens Zeit werden gnä' Herr dazu haben; denn er wird Ihnen mindestens acht Tage im Magen liegen.

Von —!

Lieutenant von A. (auf Besuch bei einem Freunde eine Gipsbüste betrachtend): Aeh, äh — wie sagten doch Kamerad, habe Namen nicht verstanden? — Lieutenant von B.: Apollo von Belvedere —

Lieutenant von A.: Aeh — richtig, von Belvedere — schneibige Familie, die Belvedere — kenn' ich!